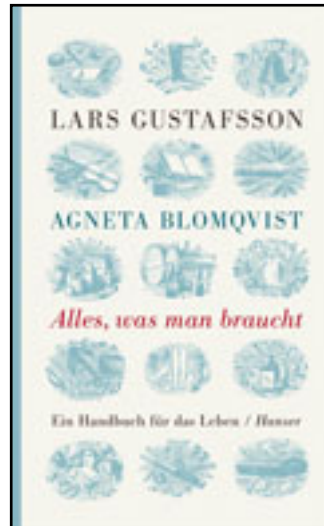


HANSER



Leseprobe

Lars Gustafsson, Agneta Blomqvist

Alles, was man braucht

Ein Handbuch für das Leben

Übersetzt aus dem Schwedischen von Verena Reichel

ISBN: 978-3-446-23550-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23550-2>

sowie im Buchhandel.

Brause

Die Brause, wie sie da an der Tülle steckt, bildet eigentlich den ganzen Sinn der Kanne, ja, ihre Essenz, obwohl man sie abnehmen kann. Das Wort »Brause« scheint es nirgendwo als Stichwort zu geben. Der dumme Computer schlägt »Duschbad« oder »Brausebad« vor – er hat wie üblich das meiste falsch verstanden. Das ist symptomatisch, denn die Brause gibt es kaum. Doch, für eine kleine Weile, ein paar glückliche und nützliche Tage lang, aber dann pflegt sie zu verschwinden. Spurlos. Ohne dass man gemerkt hat, wie es passiert ist.

Dass die Brause fehlt, entdeckt man, wenn nicht früher, so spätestens dann, wenn man im Frühsommer seine Beete gießen und einsäen will. WO IST DIE VERDAMMTE BRAUSE?, ruft man immer wütender aus, genau wie der Großvater bei Povel Ramel, der während des Ausflugs die große, existentielle Frage stellt: WO IST DER KORKENZIEHER? Diese beiden Dinge sind unentbehrlich, jedes auf seine Weise. Aber es ist leichter, einen Korkenzieher zu ersetzen als eine Brause. Man kann nicht eine Brause ohne Gießkanne kaufen, aber ein Korkenzieher ohne Flasche ist in Ordnung. Ist das nicht absurd?

Man sucht und sucht und findet andere verlegte Sachen – nichts kommt ja im eigentlichen Sinn weg. Man weiß nur nicht, wo das Vermisste sich im Moment befindet. Außer bei der Brause. Die kommt wirklich weg.

Man gießt eine Weile lustlos mit der Kanne, der relativ neu angeschafften, aber bereits brauselosen, mit dem Ergebnis, dass das Wasser heftig wie ein Fluss strömt und das zarte frisch Gesäte ertränkt, dem es Leben geben sollte.

Und dann kauft man eine neue Gießkanne. Zum wievielten Mal schon? Vielleicht eine aus grünem Plastik – da nur diese Farbe zur Auswahl steht. Mit dieser Kanne, die in ihrem Inneren eine Brause verbirgt – man hört es da drinnen in der geheimnisvollen Dunkelheit klappern –, verbindet man große Hoffnungen. Obwohl man eigentlich weiß, dass auch sie bald unbenutzt und nutzlos bei all den anderen mehr oder weniger defekten Kannen stehen wird. Die alle eins gemeinsam haben, dass ihnen die Brause fehlt. Aber gerade an diese neue Kanne glaubt man, bis man wieder enttäuscht wird.

Warum findet niemand das Versteck der Brausen? Haben sie alle einen gemeinsamen Platz, an dem sie sich versammeln? Ein Paradies der Brausen oder möglicherweise, je nachdem, wie man zu den eschatologischen Fragen steht, ein Abladeplatz für die Brausen? Oder ziehen sie es vielleicht vor, jede für sich versteckt zu liegen und auf etwas zu warten? Wo alle verlorenen oder verlegten Brausen bleiben – es muss sich um Tausende und Abertausende handeln –, ist eins der großen und noch ungelösten Rätsel unserer Zeit.

Friedrichs weißer Punkt

Caspar David Friedrichs »Böhmische Landschaft« ist, wie mehrere seiner berühmtesten und am häufigsten zitierten Bilder, ziemlich klein, 71 mal 104 Zentimeter. Und wie die meisten dieser Bilder, die man nur in Büchern gesehen hat und bei denen man längst die Hoffnung aufgegeben hatte, sie in Wirklichkeit zu sehen, hängt sie in Dresden in der Gemäldegalerie Neue Meister.

Eine friedliche Landschaft mit einer ausgeprägten Farbperspektive; im Vordergrund sanfte Hügel in verschiedenen

Schattierungen von Grün, im Hintergrund bläuliche Berge, die ins Violette spielen.

Der weiße Punkt, der sich in der unteren Mitte des Gemäldes befindet, ist so geringfügig, dass man zuerst meint, es sei eine Art Störung, vielleicht eine Beschädigung der Leinwand. Er nimmt wohl nicht einmal ein Hunderttausendstel der gesamten Bildfläche ein. Trotzdem ist er es, an dem der Betrachter sofort hängenbleibt. Er wird bald erkennen, dass das, was er sieht, der Schornstein eines Hauses ist, das halb verborgen im Grünen liegt, und aus diesem mikroskopischen Schornstein steigt eine winzige Rauchfahne auf. Auf diese Weise gelingt es dem Maler, eine Geschichte auszudeuten; denn jetzt sehen wir, dass ein nur teilweise erkennbarer Weg zu diesem Haus hinunterführt. Wie so oft bei Caspar David Friedrichs Gemälden bekommen wir den Eindruck, an einem kurzen, einem herausgelösten Abschnitt einer Erzählung teilzunehmen, von deren Anfang und Ende wir keine Ahnung haben. Dieses Bedürfnis, das Bild als Teil eines Handlungsverlaufs darzustellen, findet sich ja auch bei Turner, und in der kommenden Generation der Impressionisten wird es dann rasch verschwinden.

Das Interessante an der »Böhmischen Landschaft« ist jedoch die tiefe Einsicht in das visuelle Denken und seine Syntax, die der Maler zeigt. Er vertraut voll und ganz darauf, dass dieser weiße Punkt das erste ist, was das Auge entdecken wird, trotz seiner außerordentlichen Kleinheit. Es ist diese Fähigkeit, winzige Kontraste wahrzunehmen, das zu sehen, was nicht stimmt, die das menschliche Sehen so brauchbar, so intelligent macht.

Auf die gleiche Weise sitze ich an einem Sommerabend an einem See in Västmanland und entdecke einen ähnlich kleinen weißen Punkt auf der großen, silberfarbenen Wasserflä-

che, ein Motorboot, das sich vielleicht zehn oder fünfzehn Kilometer weiter weg befindet. Aber es ist das erste, was ich sehe.

Oder vielleicht sollte man besser sagen: das erste, was ich denke.

Kandaules und Gyges

Von allen Geschichtsschreibern der Antike ist keiner so unterhaltsam wie Herodot. Er wurde vermutlich 484 vor unserer Zeitrechnung geboren. Wann er starb, weiß niemand, aber er hat in seinen *Historien* noch Anspielungen auf den ersten Peloponnesischen Krieg gemacht.

Im ersten Buch (7–13) erzählt Herodot eine Geschichte, die mich stets durch ihre kraftvolle moralische Pointe gefesselt hat. Die Frage ist, ob wir hier nicht einen Roman vor uns haben. Iris Murdoch hat das gesehen und in *Maskenspiel* etwas Ähnliches in modernem Milieu zu gestalten versucht. Aber nicht einmal ihr ist es so gut gelungen wie Herodot.

Es geht also darum, wie es kam, dass die sardische Königsfamilie, die Herakliden, nach zwanzig Generationen, oder im Jahr 505, den Thron von Lydien verlor. Derjenige, der dafür verantwortlich ist, Kandaules, der letzte Heraklide, verliebt sich, wie es heißt, »in seine eigene Ehefrau«. Schon hier meint man bei dem großen griechischen Geschichtsschreiber einen

leicht kritischen Tonfall herauszuhören. Damit nicht genug, verhext von ihrer Schönheit, beginnt Kandaules vor seinem Vertrauten, einem Befehlshaber der Leibwache namens Gyges, damit zu prahlen. Er versucht Gyges davon zu überzeugen, dass dieser seine Frau nackt sehen müsse, um zu verstehen, wovon er spricht. Schließlich befiehlt er Gyges sogar, genau dies zu tun.

Bei den Lydern ist es eine ungeheuerliche Sache, die Gattin eines anderen Mannes unbekleidet zu sehen. Es wird nicht gesagt, aber man ahnt natürlich, dass Herodot das homosexuelle Element von Kandaules' unglücklicher Idee durchaus bewusst ist.

Gyges ist moralisch entrüstet und sagt, dies sei ein perverser und unsinniger Befehl, den er nicht ausführen könne. Mit allen erdenklichen Argumenten bekämpft er den Vorschlag, denn er ahnt, dass diese Idee zu nichts Gutem führen kann. Schließlich gibt er doch nach und versteckt sich im Schlafgemach des Paares, wo er also die schöne Königin nackt zu sehen bekommt, als sie sich zur Ruhe legt. Peinlicherweise entdeckt die Dame nun, was geschehen ist; sie sieht Gyges diskret aus dem Zimmer schlüpfen. Aber sie lässt sich nichts anmerken, erwähnt das Ereignis am folgenden Tag ihrem Mann gegenüber mit keinem Wort. Stattdessen schickt sie nach Gyges, der bei ihr in der Annahme erscheint, die Königin wisse nicht, was in der Nacht vorgefallen ist.

»Ja, Gyges«, sagt sie, »nun hast du zwei Möglichkeiten, zwischen denen du wählen kannst. Entscheide selber, wie du es haben willst! Entweder du tötest Kandaules und nimmst mich und den lydischen Thron. Oder ich werde dafür sorgen, dass du unverzüglich getötet wirst. Und da ist weiter nichts dabei.«

Gyges versucht erst, diese in seinen Augen unerträgliche Alternativen zu umgehen, aber die starke Königin ist uner-

bittlich. Vor der Wahl, entweder zu töten oder getötet zu werden, entscheidet sich Gyges für das Leben. Er tötet seinen Freund Kandaules; an derselben Stelle versteckt, an der er die nackte Königin gesehen hat, stürzt er mit einem Schwert hervor und ersticht Kandaules im Schlaf. Er gewinnt die Königin und die Souveränität über Lydiens Land und Volk.

Dies geht jedoch nicht ohne öffentliche Proteste ab. Nachdem aber auch die Pythia, das Orakel von Delphi, zustimmt, ist die Sache klar, und durch fünf Generationen behält seine Familie Lydiens Thron.

Tja, was sagt man zu so einer Frau?

Zusammenleben

Sie wollen also in einem fortgeschrittenen Alter und nach dem Abklingen der ersten Verliebtheit noch zusammenleben, und das ist eins der wirklichen Abenteuer, die man erleben kann. Leicht ist es nicht. Aber wer hat gesagt, dass es leicht sein soll?

Die lauten und – gemäß der Frau – erzkonservativen Kommentare des Mannes während der Nachrichten im Radio oder Fernsehen führen dazu, dass die Frau ständig die Augen verdrehen muss, »Gib mir Stärke« murmelnd, als suche sie Rückhalt bei den höheren Mächten, an die sie eigentlich nicht glaubt, obwohl ... Sie selbst ist fest verankert in einer Art von bürgerlicher Linken, sie hält sich für freigeistig, gehört wohl zum linken Flügel der Volkspartei. Aber radikal ist sie nicht. Der Mann behauptet, Anarchist und marktliberal zu sein, aber der Frau zufolge ist er eher ein kohlschwarzer Reaktiöner. Dies führt, wie jeder verstehen kann, zu so manchen Disputen.

Die Frau hat auf eine selbstlose und großzügige Weise eine – wie es scheint – unmögliche Aufgabe auf sich genommen: den Mann auf den rechten Weg zu führen, und das gilt nicht nur für den politischen Teil, nein, dieser heroische Kampf gilt allem, was der Mann während vielleicht sechzig Jahren versäumt hat, über das alltägliche Leben zu lernen. Und anzurufen und der Mutter des Mannes, die immer noch am Leben ist, wegen ihrer Mängel als Erzieherin Vorwürfe zu machen, ist nicht möglich – die Alte ist ganz klar im Kopf, hört aber absolut nichts. Oder hört nur das, was sie hören will.

Nehmen wir ein Beispiel. Wie soll die Frau den Mann dazu bringen, die Geschirrspülmaschine auf die einzig richtige Art

zu füllen? Und wie soll die Frau den Ebengenannten dazu bringen, die Sachen aus der Geschirrspülmaschine zu nehmen, das Geschirr in die dafür bestimmten Regale zu stellen und das Besteck in die dafür bestimmten Schubladen zu räumen? Mit endloser Geduld ist das gelungen – schwieriger war es, den Mann dazu zu bringen, die Spülbecken nicht, auf seine rationelle Art, mit schmutzigem Geschirr zu füllen, sondern dieses direkt in die Geschirrspülmaschine zu räumen. Die dann, versteht sich, von bereits gespültem Geschirr geleert sein muss.

Und dann die Sache mit dem Essen. Mit ansehen zu müssen, wie der Mann das Brot dick mit Butter bestreicht (am besten soll es eine zwei Zentimeter dicke Scheibe Skogaholmsbrot sein), wie er das gesunde Gemüse ablehnt, das sie ihm aufzudrängen versucht – notfalls kann er ein bisschen an der Garnitur knabbern, das heißt, ein kleines Salatblatt, eine Tomatenscheibe und zwei gekreuzte Petersilienzweige –, ist richtig quälend. Die Frau ist durch die wohlmeinenden Empfehlungen des schwedischen Sozialamts für gesundes und cholesterinfreies Essen geschult und hat daher Schwierigkeiten, ein Frühstück zu akzeptieren, das aus mehreren Wannen schwarzen Kaffees und EINEM SPIEGELEI besteht. Da der Mann seine erste Essenserziehung vor dem Zweiten Weltkrieg bekommen hat, als es wirklich nicht viel gab, glaubt er, dass außer gekochten Erbsen und gewürfelten Möhren (aus der Dose) eigentlich kein anderes Gemüse existiert und pocht darauf, Griebenwurst zum Abendessen zu bekommen.

Der Mann ist – ehrlich gesagt – ziemlich hypochondrisch veranlagt. Die gemeinsame Apotheke (die wie die Bibliothek immerzu anschwillt) enthält eine Unmenge Dosen und Tuben, für alle Wechselfälle des Lebens bestimmt, vom amerikanischen Nasenspray und deutscher Gallseife bis zu schwedi-

schem Tigerbalsam. Sicher ist es gut zu wissen, dass man immer Mittel gegen verschiedene Zipperlein hat – das ist eigentlich kein Grund, sich zu beklagen. Allerdings macht es sich sehr stark bemerkbar, wenn der Mann nicht richtig gesund ist. Man kann nicht wirklich behaupten, dass er stillschweigend leidet.

Schwerer zu ertragen ist es vielleicht, dass der Mann sich ständig informieren muss. Sich auf dem Laufenden halten, wenn man so will. Jede Nachrichtensendung muss gehört werden – jede Zeitung gelesen. Ist es nicht die *Herald Tribune*, sind es die Södermalnmachrichten oder »Rat und Tat«. Alles taugt. Die Morgenstunden werden dafür benutzt, um ins Netz zu gehen und die Tageszeitungen zu lesen, obwohl drei davon bereits abonniert sind. Wenn die Frau fährt, sitzt der Mann ganz unsolidarisch daneben und liest den *Expressen*, statt aufmunternd zu plaudern. Der Mann fühlt sich allerdings oft veranlasst, die Frau vor anderen Autos zu warnen, obwohl sie seit vierzig Jahren unfallfrei fährt. Während eines Waldspaziergangs kann dagegen der Mann – ganz unvermittelt – eine lebhaftere Vorlesungsreihe über den Gödel'schen Beweis, Turing-Maschinen oder gnostische Evangelien starten, während die Frau, als der Naturmensch, der sie ist, ganz darin aufgeht, nach Pilzen Ausschau zu halten oder auch nur zu versuchen, sich der wohltuenden Stille des Waldes hinzugeben. Der Mann hat, milde gesagt, oft gewisse Schwierigkeiten, seine Gelegenheiten oder seine Zielgruppe zu wählen.

Etwas, was die Frau oft, allzu oft, erstaunt, ist die Sprache, die über den Zaun der Zähne kommt, wenn der Mann über etwas verärgert ist, was nicht selten geschieht. Und dabei muss man bedenken, wie sublim und poetisch er sich ausdrücken kann, ja, er ist sogar bekannt für diese seine schöne und

wohlklingende Sprache. Der Kontrast zu diesen groben Flüchen, oft mit den unflätigsten amerikanischen Beleidigungen gewürzt, ist milde gesagt frappierend. Will man feinfühlig und verständnisvoll sein, kann man vielleicht behaupten, dass dieser Sprachgebrauch trotz allem eine Art Liebe zur Sprache ausdrückt, oder ein intensives und unbändiges Temperament. Aber er bleibt schwer verdaulich.

Zusammenzuleben ist also schwer. Aber es gibt etwas, das versöhnt, und das im Überfluss. Nämlich die Liebe.